

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Smith, Hilary T.

Hellwach

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



KAPITEL I

Heute ist der erste Sommertag, und drei Dinge weiß ich ganz genau. Erstens: Ich bin glücklich. Zweitens: Ich bin high. Und drittens: Lukas Malcywycks T-Shirt ist so rot, dass ich da am liebsten wie in einen Apfel reinbeißen würde.

Lukas und ich sitzen im Keller seiner Eltern, meinem liebsten Ort auf der ganzen Welt. Letzten Sommer haben wir Wände und Decke mit Resten aus den Containern der *Teppich Welt* auf der South Granville Street verkleidet und die schlimmen Leuchtstoffröhren gegen gelbe Lichterketten ausgetauscht. Jetzt ist das hier unser Proberaum. In der einen Ecke steht Lukas' Schlagzeug, und dort drüben ist ein Ständer für meinen Synthesizer.

Im Moment sitze ich mit dem Ding auf dem Schoß auf der blauen Couch und mache Lasergeräusche. Lukas sitzt neben mir. Die muskulösen, von jahrelangem Schlagzeugspielen und täglichem Männer-Yoga durchtrainierten Arme hat er ausgestreckt, seine Augen leuchten entschlossen.

»Wir brauchen einen neuen Namen für die Band«, sagt Lukas.

»*Snake Eats Kitten* ist doch super«, antworte ich.

»Das klingt, als wollten wir witzig sein. Ich dachte, vielleicht lieber so was wie *Sonic Drift*.«

Ich drehe an ein paar Knöpfen und drücke dann eine Taste. Klingt wie eine Mischung aus einem Xylophon und einer Atombombe. Ich klimpere eine Xylobomben-Version von *Twinkle, twinkle, little star*.

Lukas guckt genervt. »Muss das sein?«

Ich ignoriere ihn einfach und spiele weiter.

»*Sonic Drift* klingt nach Musik für Tote«, murmele ich. »Das klingt zu ...« Ich suche nach einem passenden Wort, was gar nicht so leicht ist, wenn man ständig vom sanften Flackern der Lichterketten an den Wänden abgelenkt wird. »... zu durchdacht«, beende ich schließlich meinen Satz mit einer lässigen Gelehrtengeste. »Wie was aus einem Fachbuch.«

Lukas setzt sich auf. »Genau. Es ist abstrakt. Klingt nach einer ernsthaften Band.«

»Klingt eher wie eine Angeber-Band. Mit *Snake Eats Kitten* kann jeder was anfangen. Du hast doch am Samstag gesehen, wie die Leute darauf abgegangen sind.«

»Die fanden das lustig. Das ist ja wohl was anderes.«

Ich stelle meinen Synthi auf den Boden. Neben der Couch steht ein Bücherkarton, auf dem »Zu verschenken« steht. Ich ziehe ihn zu mir heran.

»Will deine Mom die nicht mehr?«

Ich krame in dem Karton und ziehe ein Buch mit dem Titel *Depression bei Kindern und Jugendlichen* heraus. Lukas'

Mom ist Sozialarbeiterin und das ganze Haus voll mit so was. Auf dem Buchcover ist ein Emo-Mädchen, das vor einer Mauer sitzt und aus mit Kajal umrandeten Augen unter ihrer ausgefransten schwarzen Kapuze hervorschaut. Absurderweise hält sie einen Taschenrechner in der Hand. Als hätte sie mal eben ein bisschen herumgerechnet und dabei festgestellt, dass die Welt noch viel beschissener ist, als man so dachte. Und jetzt hängt sie eben da an der Mauer rum und wartet auf die Zombie-Invasion.

Ich blättere in dem Buch. »Okay, Lukas, ich teste jetzt mal, wie depressiv du bist.«

»Lass den Quatsch, Kiri.«

»Du wolltest doch was Anspruchsvolles! Hiermit können wir ganz tief in unsere Psyche vordringen.« Ich sehe Lukas mit meinem allerbesten Psychiater-Blick an. »Hast du dich innerhalb der letzten vierzehn Tage wertlos gefühlt?«

»Kannst du nicht mal zur Abwechslung ernst sein? Bis zum Halbfinale brauchen wir einen besseren Namen.«

Er versucht, mir das Buch wegzunehmen, aber ich halte es so, dass er nicht rankommt.

»Das hier ist ernst. Willst du etwa nicht wissen, ob du depressiv bist?«

Lukas wirft sich quer über die Couch und versucht wieder, mir das Buch wegzunehmen. Er ist mir so nah, dass ich den Lavendelduft von diesem Öko-Waschmittel an seinem T-Shirt riechen kann, das seine Mutter immer kauft. Während er mir die Finger aufbiegt, atme ich tief ein. Herrlich.

»Lukas, Kiri, Essen ist fertig«, ruft Lukas' Mom von oben.

Beim Wort Essen lasse ich das Buch endlich los. Lukas wirft es auf den Boden. Das Emo-Mädchen landet mit dem

Gesicht auf dem Teppich. Sorry, Emo-Mädchen. Viel Glück mit den Zombies.

»Ich find *Sonic Drift* jedenfalls gut«, sagt Lukas, als wir die Treppe hinaufstampfen.

»Ja, ja, ist angekommen.«

Oben holt Lukas' Mom gerade irgendwas Überbackenes mit Kartoffeln drin aus dem Ofen. Die Ränder der Kartoffelscheiben sind goldbraun, und das Ganze schwimmt in Sahne. Petra Malcywyck sieht mich und winkt mich heran.

»Kiri, piekna, gibst du mir mal eben den Topflappen da?«

Ich reiche ihr den Topflappen, und sie zieht die Auflaufform aus dem Ofen. Lukas verschwindet in sein Zimmer, um sich umzuziehen. Er behauptet immer, er würde beim Schlagzeugspielen schwitzen, ich persönlich habe an seinem perfekten Körper aber noch nie etwas gesehen oder gerochen, das auch nur ansatzweise an Schweiß erinnert hätte.

»Hattest du einen schönen Sommer bis jetzt, Kiri? Wie geht's dir so allein in eurem Haus?«

Mrs Malcywyck, also Petra, kommt aus Polen und sieht immer noch richtig toll aus, obwohl sie Anfang fünfzig ist und schon komplett graue Haare hat. Sie hat eine ziemlich hohe Stimme, redet aber immer ganz ernst – als ob Minnie Maus eine Rede vor der UNO hält.

»Ja, alles bestens. Ich hab viel Zeit zum Üben.«

Da fällt mir ein, ich muss nach Hause und heute noch ein bisschen was tun. Ich hatte schon überlegt, Lukas zu sagen, dass ich neben dem Internationalen Wettbewerb junger Pianisten keine Zeit für den Bandwettbewerb habe. Aber wenn ein absolut umwerfender Typ sozusagen darum bettelt, mit

ihm das musikalische Äquivalent eines heißen Dates zu haben, kann man ja wohl schlecht nein sagen.

»Macht dir das gar nichts aus, nachts so ganz allein zu sein?«

Ich schenke Petra ein strahlendes Lächeln. »Nö!«

Sie runzelt die Stirn und murmelt etwas auf Polnisch vor sich hin. »Als mir deine Mutter von der Reise erzählt hat, hab ich gesagt, sie ist verrückt.«

Im Moment sind meine Eltern gerade bei Tag vier ihrer Urlaubsreise angelangt, die sie sich gemeinsam zum 25. Hochzeitstag geschenkt haben und schon seit Jahren planen. Sie fahren zum allerersten Mal in ihrem Leben überhaupt weg, und die Planung hat sie so in Anspruch genommen, als würden sie ein Baby erwarten: Reisekleidung kaufen, Reisebücher lesen, eine bunte Mischung an Reisepillen gegen die ausgefallensten und teilweise wohl ausgedachten Krankheiten nehmen, die sie sonst mit Sicherheit im Ausland befallen würden. Eigentlich sollte mein Bruder Denny vom College nach Hause kommen und auf mich aufpassen, aber im letzten Moment hat er sich entschieden, den Sommer im Labor des meeresbiologischen Instituts zu verbringen und Seeigel zu quälen.

Mit der Entscheidung meiner Eltern, mich sechs Wochen lang allein zu lassen, ist Lukas' Mom überhaupt nicht einverstanden. Und meint deswegen – meine Worte, nicht ihre –, sie hätten nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Sie nimmt Olivenöl und Balsamico vom Regal und macht ein Dressing für den Salat.

»Was wirst du denn bloß die ganze Zeit essen?«

»Oatmeal.«

»Und was dazu?«

»Sojamilch und Bananen.«

Sie sieht mich an, als hätte ich Schnaps und Ritalin gesagt, und klopft kopfschüttelnd das Salatbesteck am Schüsselrand ab.

»Du verhungerst noch mit deinen Haferflocken. Hier, das kannst du schon mal auf den Tisch stellen.«

Ich trage die Salatschüssel rüber zum Küchentisch. Außer Kartoffelauflauf und Salat gibt's frisches Brot mit Butter, grüne Bohnen und Hähnchenfilet. Wie Lukas so dünn sein kann, obwohl er jeden Tag Petras gutes Essen bekommt, ist mir echt ein Rätsel.

»Und was, wenn du mal hinfällst und dir den Kopf aufschlägst?«

Ich versuche, mir vorzustellen, wie es überhaupt dazu kommen könnte, dass ich hin falle und mir den Kopf aufschlage. In dem Moment kommt Lukas in Jeans und einem weißen T-Shirt aus seinem Zimmer. Ich bin immer noch so high, dass ich ihn einfach nur anstarre. Petra ruft Lukas' Dad zum Essen.

Nach dem Abendbrot, das vom typisch Malcywyk'schen Schlagabtausch über den feinen Unterschied zwischen »Elektro-Soul« und »Elektro-Funk« im Werk diverser unbekannter Bands aus den 70ern begleitet wurde, räumen Lukas und ich den Geschirrspüler ein. Petra packt mir so viel Essen zusammen, dass es für den ganzen nächsten Monat reichen würde. Die Tupperdosen stapeln sich fast bis an die Decke. Petra teilt sie auf zwei Jutebeutel auf.

»Nimm dir das hier mit. Du kannst nicht nur von Bananen und Haferflocken leben.«

Ich bedanke mich.

Petra sieht mich prüfend an. »Und du rufst an, wenn irgendwas ist, ja?«

»Ja.«

»Und denk dran, die Türen abzuschließen.«

»Ja.«

Sie mustert mich noch einen Moment lang skeptisch. Petra hat diesen ganz speziellen Blick drauf. Unter dem gesteht man Dinge, von denen man nicht mal wusste, dass man sie überhaupt verbochen hat. Ist so ein Sozialarbeitertrick, da muss man höllisch aufpassen.

Letzten Herbst hat sie mich damit so richtig drangekriegt. Ich war wegen der Vorbereitungen für den Klavierwettbewerb so fertig mit den Nerven, dass ich am Abendbrottisch bei den Malcywycks angefangen habe zu heulen. Zum Ausgleich musste ich die nächsten Wochen jedes Mal wie ein Gebrauchtwagenhändler strahlen, wenn wir uns gesehen haben, bis sie mir endlich glaubte, dass ich kein depressiver Teenager wie das Emo-Mädchen auf dem Buchcover bin.

Ich lächle sie an, als wäre ich ein bisschen weich im Kopf. Gehen Sie ruhig weiter, hier gibt's nichts zu sehen. Vor allem nichts, was man für ein Problem halten könnte, Lady.

»Bleibst du noch ein bisschen zum Fernsehen?«, fragt Lukas.

»Nee, ich muss nach Hause, üben.«

Petra verschränkt die Arme.

»Kiri. Bist du sicher, dass du nicht hierbleiben willst?«

Ich zögere einen Moment. Lukas' Dad legt seinem Sohn die Hände auf die Schultern und wartet auf meine Antwort. Aus irgendeinem Grund wird mir beim Anblick dieser Geste

das Herz schwer, und für einen kurzen, verwirrenden Augenblick sehe ich mich von außen, wie ich dort mit den Tupperdosen beladen in ihrer Küche stehe. Das ist nicht deine Familie!

Ich denke an meine eigenen Familienmitglieder – Mom und Dad gemütlich in ihrer Luxuskabine, Denny gemütlich in seinem Labor.

Ich denke an meinen Übungsplan, den ich mir heute Morgen an den Klavierdeckel geklebt habe. Die Klavierstunden sind mit gelbem Neonmarker eingetragen, und meine mir selbst auferlegten Deadlines habe ich blau umkringelt (Bach auswendig lernen, Chopin in vernünftigem Tempo spielen können, das komplette Set mit geschlossenen Augen spielen).

Ich denke an das Einkaufsgeld, das Mom mir auf den Kühlschrank gelegt hat. Ich sehe ihren Zettel vor mir, dass ich nicht vergessen soll, die Azaleen zu gießen und den Müll rauszubringen.

Ich lächle Petra an und schüttele den Kopf. »Nein, danke.«

Auf dem kurzen Weg zu mir nach Hause überlege ich, welches Stück ich mir gleich als Erstes vornehme. Aber als ich die Wohnungstür aufschließe, höre ich drinnen das Telefon klingeln.

Und ab da wird plötzlich alles sehr seltsam.



KAPITEL 2

»Hallo?«

Ich stelle die Beutel mit den Tupperdosen ab. Ist bestimmt Petra, die wissen will, ob ich gut angekommen bin – dabei ist der Weg von ihnen zu mir so kurz, dass es sich nicht mal lohnt, die Kopfhörer ins Ohr zu stecken. Ich verdrehe die Augen und bereite mich auf meine allabendliche Rede zur Lage der Türschlösser in unserem Haus vor.

Statt Petras autoritärem Zwitschern höre ich jedoch nur ein langgezogenes, heiseres Röcheln. Na toll. Einer von Dads Klienten.

»Hier bei Familie Byrd«, sage ich, diesmal in diesem eklig seriösen Ton, den wir in solchen Fällen benutzen sollen.

Lange Pause. Ich höre ein Husten. Schließlich bequemte sich der andere doch zu einer Antwort. »Ich will Al sprechen.«

»Geht es um Ausstattungsgeräte für die häusliche Krankenpflege?«, flöte ich.

Schweigen. Dann: »Ich hab gesagt, ich will Al sprechen.«

Er klingt genauso wie mein Opa Bob immer am Telefon: misstrauisch, fast feindselig. Als wäre der Mensch am anderen Ende der Leitung vielleicht gar nicht der, für den er sich ausgibt.

»Er ist im Moment leider beschäftigt, ich notiere mir aber gern eine Nachricht für ihn.«

Ich male mit dem Kuli auf dem Notizblock herum.

Datum: Herz.

Uhrzeit: Stern.

Anrufer: Strichmännchen mit einem langen Schnörkelbart.

»Dürfte ich Ihren Namen wissen?«

Wieder Stille, als bräuchten meine Worte eine ganze Weile, bis sie den Anrufer erreichen.

»Doug Fieldgrass.«

Ich male Tulpen in das Nachricht-Feld. Dann einen Bienenschwarm. Es ist sehr wichtig, möglichst detailliert und präzise mitzuschreiben, was der Anrufer will, das haben mir Mom und Dad ungefähr tausendmal eingebläut.

Doug Fieldgrass, wer auch immer das ist, räuspert sich.

»Sag mal, ich bin doch da bei Al Byrd, oder? Sukeys Vater?«

Bei dem Namen Sukey bin ich schlagartig hellwach. Sukey ist meine Schwester. Meine tote Schwester. Über die wir nie, nie, nie sprechen.

»Äh, schon«, antworte ich verwirrt. »Also ja, da sind Sie hier richtig.« Ich versuche, wieder in meine ruhige und professionelle Telefonpersönlichkeit zurückzufinden. »Dürfte ich wissen, worum es geht?«

Ich mache das jetzt aber nur, um nicht völlig auszurasen.

Natürlich höre ich selbst ganz deutlich, wie kalt und unpersönlich meine Stimme klingt, wie gezwungen neutral mein Tonfall wirkt. Was soll das denn überhaupt? Ich stelle mich sehr gerade hin. Meine Finger umklammern den Kuli.

»Doug? Sind Sie noch da? Ich bin Kiri, Sukeys Schwester.«

Ich höre ein Rascheln und ein Kratzen, als wäre Doug der Hörer aus der Hand gefallen.

»Ach, verdammt«, murmelt er.

Ein lautes Piepen ertönt. Dann ist die Leitung still.

Ich stehe eine ganze Minute lang regungslos mit dem Hörer in der Hand da. Eine dicke Fliege brummt am Fenster, und der Kühlschrank summt leise.

Schließlich komme ich wieder zu mir und drücke die Rückruftaste. Es klingelt einmal. Zweimal. Dann geht jemand dran.

»Pass auf«, schnauzt Doug, »ich ruf nicht noch mal an. Wenn ihr ihren Kram wollt, kommt und holt ihn euch. Das Haus hier gibt's nicht mehr lange, und ich hab nicht ewig Zeit.«

Er murmelt eine Adresse. Ich ziehe mir den Notizblock heran und schreibe schnell mit.

»Columbia? Welche Kreuzung?«

Er sagt etwas, das wie »lumbia Ecke rschpftsg« klingt, und legt auf.

Einen Moment lang stehe ich mit dem Notizblock in der Hand unschlüssig da. Columbia Street ist mitten im gefährlichen Teil von Downtown. Meine Eltern lassen mich wegen Sukeys Unfall immer noch nicht allein Auto fahren –

obwohl sie nie zugeben würden, dass das der Grund ist. Und mit dem Fahrrad brauche ich mindestens eine halbe Stunde. Die Vorstellung, da jetzt allein hinzufahren, ist so absurd, steht so völlig und absolut außer Frage, dass ich einen Moment lang gar nicht richtig denken kann. Mein Gehirn macht ein paar verzweifelte Hüpfen wie ein frisch gefangener Fisch im Boot.

Ich sollte das lieber lassen. Ich weiß ganz genau, dass ich das lieber nicht tun sollte.

Aber es geht um Sukey, verdammt nochmal. Ich schnappe mir meinen Schlüssel und gehe.